

Sprachpflege in der Schweiz

Von Bruno Boesch

Ein Bericht über die Sprachpflege in der deutschen Schweiz muß beide Formen unserer Muttersprache ins Auge fassen: die Mundart und die Hochsprache. Umgangssprache als Zwischenschicht im Sinne eines besonderen Sprachkörpers gibt es kaum; wohl verstehen die von allen Teilen der Bevölkerung gesprochenen Mundarten die Funktion der regionalen Umgangssprache, sie sind aber selbst keine solche: sie besitzen noch die dialektale Bindung an einen mehr oder minder fest umrissenen landschaftlichen Raum. Zwar läßt sich auch in der Umgangssprache der deutschen Länder das meiste von dem ausdrücken, was die Mundarten leisten, und zwar auf eine Weise, die ebenfalls einen heimatlichen Unterton aufweist, aber es ist nicht unsere Weise, es zu sagen: diese wird, allen Ausgleichstendenzen im Innern zum Trotz, gegen Außen als eine Sprache besonderen Zuschnitts empfunden, mag sich auch dieser nationale Aspekt wissenschaftlich nicht halten lassen, denn die alemannischen Mundarten decken sich nicht mit den staatlichen Grenzen der Schweiz.

Diese Grenzen umfassen dazu drei weitere Landessprachen mit teilweise noch erhaltenen Dialekten; im Rahmen eines mehrsprachigen Staates bedeutet Sprachpflege zugleich Sprachschutz. Ich muß später noch begründen, warum auch die sprachliche Mehrheit dieses Schutzes bedarf, möchte jedoch einsetzen mit der Frage nach dem Stand der Mundart, ihrer Stellung zur Schriftsprache sowie der Pflege, die sie erfährt.

Die Mundart verdient bei uns noch diesen Namen, da sie fast nur gesprochen wird, wenn wir von der Mundartdichtung, die ein Dasein am Rande führt, absehen. Bei der Hochsprache ist es umgekehrt: wir schreiben sie praktisch nur, sprechen sie (aufs Ganze gesehen)

nur selten, hören sie aber, seit es Rundfunk und Fernsehen gibt, immer häufiger. Gegenüber der einheitlichen und dank der Schrift gewichtigeren Hochsprache haben die Mundarten keinen leichten Stand. Obschon die Mundart praktisch die einzige Sprechsprache ist und damit allen Gegenständen der Rede genügen muß, ist sie doch für den höheren Gebrauch, das geistige Leben, recht unentwickelt geblieben. Wie alle anderen deutschen Mundarten hat auch das Alemannische seit den althochdeutschen Anfängen eine Schriftsprache neben sich gehabt, nur ist sie seit rund 400 Jahren nicht mehr die alemannische, sondern mit dem Heraufkommen der nhd. Schriftsprache eine mehr mitteldeutsche und anfangs den Alemannen und Oberdeutschen noch sehr fremde Form des Deutschen. Hätte die alemannische Schriftsprache weitergelebt, so wäre diese sicherlich der Mundart näher geblieben: ein enger Austausch hätte auch die Mundart stärker am geistigen Leben teilnehmen lassen und die Kluft zwischen Mundart und Hochsprache, die das Sprachleben der Schweiz erheblich belastet, wäre weniger einschneidend: ob zum Vor- oder Nachteil der Mundart, läßt sich schwer sagen. In der gefühlshaltigen Rede und in der Dichtung hat das Schweizerdeutsche, z. B. in der Predigt, noch bis ins 18. Jahrhundert nachgelebt und im 20. Jahrhundert in der Dichtung, wenn auch selten genug, wieder eine Stilhöhe erreicht, die dem Hochdeutschen nicht nachzustehen braucht: ich denke an Gedichte des Baselbieters Traugott Meyer oder die Homerübersetzung ins Berndeutsche von Albert Meyer. Die Mundart ist also durchaus nicht dazu verurteilt, nur Ausdruck des Alltags zu sein; daß die Hochsprache umgekehrt leichter den Klang des Feiertäglichen um sich verbreiten kann, liegt an ihrem selteneren mündlichen Gebrauch, was die Achtung, aber auch die Scheu vor ihr vermehrt.

Der Zürcher Romanist Tappolet hat im Jahre 1901 über den Stand der Mundarten in der französischen und deutschen Schweiz geschrieben.¹ Er hat den Verlust der Mundarten auf großen Strecken des französischen Sprachgebiets festgestellt; zu etwas anderen Ergebnissen wäre er auf dem Gebiet der lombardischen und rätoromanischen Dialekte gelangt, wiewohl auch hier, besonders im Tessin, das Verhältnis zwischen Schriftitalienisch und Mundarten sich dauernd zu deren Ungunsten verschiebt, während im Rätoromanischen

¹ E. Tappolet, Über den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz, Mitt. d. Ges. f. dt. Spr. in Zürich, Heft VI, 1901.

die vier Schriftsprachen (bei 40000 Sprechern) und die konfessionellen Gegensätze den Zusammenschluß und damit auch die Abwehr gegen das Deutsche erschweren. Wie einen Naturprozeß sah Tappolet auch das Ende der schweizerdeutschen Mundarten noch in diesem Jahrhundert herannahen. Er hat sich getäuscht; von den Wörtern, die er im Jahre 1901 als höchst bedroht oder dem Untergang geweiht ansieht, leben einige heute noch, wenn sich auch der passive Sprachschatz zusehends auf Kosten des aktiven bereichert, zum Trost aber in einem unserer reichhaltigsten deutschen Sprachmuseen, dem Idiotikon, greifbar bleibt. Die Achtung vor der Mundart ist jedoch seit dem Anfang des Jahrhunderts beträchtlich gestiegen, und damals bestehende Tendenzen, sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen, wirken sich mit Absicht nicht mehr aus. Aber äußere und innere Gefahren halten unvermindert an, haben sich wohl noch erheblich vermehrt.

Die Gefahren liegen für beide Seiten, für die Schriftsprache, besonders aber für die Mundart, in der jedem kleinen Kinde schon fühlbaren engen Verwandtschaft der beiden Sprachformen. Das Niederdeutsche hätte von hier aus gesehen die günstigere Lage. Walter Henzen hat, in der Nachfolge Socins, die Einwirkung der höheren Sprache auf breiter Ebene untersucht, für die Schweiz aus unmittelbarer Anschauung heraus; Hans Trümpp hat das Sprachleben des 17. und 18. Jahrhunderts mit aller Gründlichkeit aus den Quellen beleuchtet.² Dabei hatten sich frühere Generationen viel unbefangener im Umkreis der beiden Sprachen bewegt: man denke an Gottlieb, der sich mit grandioser Sicherheit auf beiden Ebenen wohl fühlt und dessen Mischsprache von einem intuitiven Stilgefühl geleitet ist, bald intim und nahe sein kann, bald mit erhobenem Zeigefinger und von nächtigem Höhenfluge. Auch das Volkslied des 18. und 19. Jahrhunderts hält sich erstaunlich frei zwischen den Ebenen, und bei Joh. Peter Hebel wäre heute vieles als schriftsprachlich anzukreiden, wenn uns nicht auch hier der Blick auf die dichterische Qualität derartige Beckmesserei verböte. Was uns aber heute – und ich glaube mit zunehmender Hellhörigkeit – verletzt, das ist die Zwittersprache auf der Gebrauchsebene und vor allem in der öffent-

² Walter Henzen, *Schriftsprache und Mundarten, Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen*, 2. Aufl. Bern 1954; Adolf Socin, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen in alter und neuer Zeit*, Heilbronn 1888; Hans Trümpp, *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh.*, Basel 1955.

lichen Rede, das „Großratsdeutsch“, ein Bastard, der ein schrift-deutsches Konzept unbesehen in die Mundart hinübernimmt, ohne Umdenken und Neufassen: eine sprachliche Nachlässigkeit, die keinerlei eigene Stilebene für sich beanspruchen darf und die sich bei einiger Mühewaltung durchaus vermeiden ließe. Wenn nicht alles täuscht, ist das Sprachgefühl empfindlicher geworden, und wer sich nicht öffentlich bloßstellen will, überlegt sich die Wahl der Sprachform heute gründlicher. Daneben gibt es aber auch die ganz bewußte Pflege älterer Mundart etwa der Jahrhundertwende mit vorsätzlichem Ausspielen alter Ausdrücke, auf welchen die Pfleger dann mit besonderer Wollust herumreiten. Das kann noch mehr verstimmen als die Verwendung von Fremdwörtern, worin die Mundart hinter der Hochsprache keineswegs zurücksteht, in der Anpassung an das eigene Lautbild aber viel weitergeht, so daß diese dem Kleide der Sprache als nicht allzu störende Flecken aufgenäht sind; so bunt gefleckt wie im Elsaß ist das Gewand unserer Mundart allerdings nicht.

Andere Gefahren ergeben sich aus der Sprachmischung im Zuge des modernen Verkehrs und der Binnenwanderung, wobei gerade die besonders ausgeprägten Mundarten am gefährdetsten sind, weil sich ihre Sprecher bemühen, im Verkehr mit den Ortsfremden nicht zu sehr aufzufallen. Auch die Basler scheinen sich auf Grund ihrer Mundart etwas minderwertig zu fühlen, wenn man dem *Glopfsgaischt*, dem wackeren Sprachpfleger der Basler „Nationalzeitung“ glauben will: *Schämme Ich doch nit all Daag vor Zuezoogenen uns andere Kanteen, dass er Baasler sinn und Baaseldytsch kenne, wills's Eier Muettersprooch isch.* Und er stellt weiter fest, daß *aalewyl d'Manne zerscht uffs Baseldytsch verzichte. D Maitli und d Fraue hänn weeniger Angscht vor der aigne Muettersprooch.*³

Um der Mischsprache entgegenzutreten, hat man den Ruf nach sauberer Trennung der beiden Bereiche erschallen lassen, nach einer Grenzbereinigung.⁴ Das läßt sich in der Theorie leichter vertreten, als in der Praxis durchführen. Man hat gesagt: Das Volk erträgt die „Doppelsprachigkeit“ nicht auf die Länge.⁵ Es erträgt sie durchaus,

³ Nationalzeitung Basel vom 14. Februar 1954. Der Verfasser heißt mit seinem bürgerlichen Namen Robert B. Christ.

⁴ Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, jedes an seinem Ort. Eine Sammlung von Stimmen, hrsg. vom Deutschschweizerischen Sprachverein, Zürich 1938; Otto von Greyerz, Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch, Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1936, Sonderabdruck.

⁵ So Tappolet, a.a.O., S. 37.

aber die Mundart muß dabei Haare lassen, und die Schriftsprache auch. Können denn etwa die Gebildeten – bei aller Bewußtheit der sprachlichen Lage – eine saubere Trennung durchhalten, wenn sich die Germanisten über die zweite Lautverschiebung und die Philosophen über Heideggers „Holzwege“ in der Mundart unterhalten?

Und doch denkt niemand daran, je nach Gesprächsstoff fallweise von der einen auf die andere Ebene hinüberzuwechseln. Der schon zitierte *Glopfgaischt* meint: *Lieber e Dialäggtreed mit enme Hämpfeli grumme Latten im Gartehaag, als numme soi-disant hoochdytschi Reede, wie's in der Ostschwyz im Schwang isch!*⁶ Adolf Guggenbühl, der zu den Gründern des „Bundes Schwyzertütsch“, eines Vereins zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte, gehört, ging darin noch weiter und forderte in der öffentlichen Rede, in der Politik, Schule und Kirche vermehrten oder gar ausschließlichen Gebrauch des Schweizerdeutschen, in der Annahme, daß sich mit vermehrter Übung auch die Mundart verbessere und die Ausdrucksmöglichkeiten, soweit nicht schon ungenutzt vorhanden, sich schon einstellen.⁷ Inzwischen ist man sich aber doch der Grenzen bewußt geworden, mancher sektiererische Hitzkopf verstummt, und man legt den Nachdruck nicht auf vermehrten, sondern auf besseren Gebrauch der Mundart.⁸ Ein Versuch in der Mundart kann bisweilen sogar bei abstrakten Gegenständen glücken, und ich würde mich anheischig machen, dieses Referat in gutem Schweizerdeutsch zu halten: die Vorbereitung würde mich allerdings, im Vergleich zur Schriftsprache, das Dreifache an Zeit kosten; auf Grund eines schriftdeutschen Konzepts unmittelbar in die Mundart zu übertragen, ist nicht jedermanns Sache und bedarf jedenfalls großer Übung.

Dabei muß man sich darüber klar sein, daß besseres Schweizerdeutsch nicht unbedingt ein besonders altertümliches, urchiges Schweizerdeutsch sein muß. Auch der Mundart muß ein Wandel zugestanden werden, der erst dann gefährlich wird, wenn er die Satzstruktur verbiegt und nur mehr ein notdürftiges alemannisches Lautgewand bewahrt. Beim Wortschatz muß im Grunde dieselbe Duldung herrschen wie im Hochdeutschen auch, und es muß vor allem das Ganze eines Wortfeldes mitsprechen bei einer Kritik, um die wir sicher in vielen

⁶ Nationalzeitung Basel vom 28. November 1953.

⁷ Adolf Guggenbühl, *Warum nicht Schweizerdeutsch?* Gegen die Mißachtung unserer Muttersprache, Zürich 1937.

⁸ Es erübrigt sich, für diese Forderung Belege beizubringen: sie wird in jeder Abhandlung, die sich mit der Mundart befaßt, erhoben.

Fällen nicht herumkommen. Immer neue Nahrung zieht die Mundart aus der Gassensprache, dem Slang, der als betont volkssprachliche Sprachschicht, die er sein will, zwar nicht beliebig in die Ortsmundart einfließen kann und sollte, der aber mit den Mitteln der Wortbildung und allen Registern der volkstümlichen Stilistik dauernd Neues schafft auf Grund von Sprachprozessen, die dieselben sind wie in den Stammundarten auch. Der Sprachsoziologie, der Sprachpsychologie und der Stilistik der Volkssprache ist hier ein weites, noch kaum beackertes Feld eröffnet.^{8a}

Im „Bund Schwyzertütsch“, der in der Zeit der sogenannten geistigen Landesverteidigung 1938⁹ von Eugen Dieth begründet wurde, – aber auch schon weit früher im Deutschen Sprachverein,¹⁰ – hat die mundartliche Sprachpflege Gestalt angenommen. Es wurde die Mundartdichtung gefördert und der Sinn für Qualität geschärft,¹¹ für die Schulen wurden Mundartfibeln, und Sprachlehren, die auf der Mundart aufbauen,¹² geschaffen, es wurde eine einheitliche Dialektschrift erarbeitet,¹³ es wurde und wird in Zeitungen in Sprachecken unablässig auf den Leser eingewirkt,¹⁴ es wurde eine Sprachstelle begründet, die Auskünfte an Ämter und Private erteilt, es gibt im Rundfunk Beauftragte, die Mundartbeiträge auf ihre Echtheit prüfen,¹⁵ wobei ihnen

^{8a} Fritz Herdi, *Limmatblüten*, Zürich 1955; ders., *Limmatfalter*, Zürich 1956; Wiesely, *Verstoosch Hösch, e Gugge voll Chnullerisprüch*, 3. Aufl., Basel 1950; Bruno Boesch, *Zur Stilistik der schweizerdeutschen Volkssprache*, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 59, 1963, S. 166ff.

⁹ Zur Orientierung über die Ziele des Bundes Schwyzertütsch vgl. man: Heimatschutz, Sonderheft: Heimatschutz und Muttersprache, 41. Jg., Nr. 1, Mai 1946. Mundartpflege, 25 Jahre Bund Schwyzertütsch, Sonderdruck Heimatschutz, 58. Jg., Nr. 3, November 1963; Rudolf Trüb, 25 Jahre Bund Schwyzertütsch, Neue Zürcher Zeitung, Nr. 133, 16. Mai 1963.

¹⁰ August Steiger, *Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz*, Erlenbach bei Zürich, o. J., ders., *Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?* Basel 1924.

¹¹ Zum Beispiel in Anthologien wie *Schwyzer Meie*, hrsg. von A. Guggenbühl und G. Thürer, 3. Aufl., Zürich 1938; *Blumen us euserem Garte*, hrsg. von A. Guggenbühl und K. Hafner, Zürich 1942. *Schwyzer Schnabelweid*, hrsg. von Traugott Vogel, Aarau 1938, *Holderbluescht*, ein alemannisches Mundartlesebuch (enthält auch Beiträge aus Baden, dem Elsaß, Vorarlberg und Liechtenstein), Aarau 1962. Dieses Buch ist, im Bestreben, alle Landschaften zu Worte kommen zu lassen, gelegentlich zu unkritisch.

¹² Otto von Greyerz, *Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen*, Bern 1934; *Glarner Sprachschule*, Glarus 1949.

¹³ *Schwyzertütschi Dialäktschrift, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte* von Eugen Dieth, Zürich 1938.

¹⁴ Regelmäßig im Berner „Bund“, der „Basler Nationalzeitung“ und im Zürcher „Tagesanzeiger“.

¹⁵ Im Studio Zürich wirkt segensreich Dr. Adolf Ribi.

natürlich das spontane Gespräch oft genug durch die Latten geht, es wurden vor allem allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher verfaßt,¹⁶ welche die Ortsmundart in ihrem alten Bestand zeigen und damit der Verpöschung durch andere Mundarten und die Schriftsprachewehren sollen, es wurde eine Reihe weiterer Publikationen zur Mundartpflege angeregt oder durch Kulturstiftungen wie „Pro Helvetia“ gefördert.¹⁷ Dieses Schrifttum nimmt bereits einen beachtlichen Umfang ein, wovon man sich in Sondereggers Bibliographie zur Mundartforschung überzeugen kann.¹⁸

Das Verhältnis des Schweizlers zur deutschen Hochsprache ist leider nicht ganz unbelastet von Ressentiments, die in das Gebiet der Volks- und Völkpsychologie gehören. Man muß das Kind beim Namen nennen: es spielt eine Abneigung gegen „die Deutschen“ mit hinein, die sich rational schwer begründen läßt, und jene, die diese Abneigung nicht loswerden, sind sich auch durchaus bewußt, daß sie sich, wenigstens jetzt in der Nachkriegszeit, von einem unkontrollierten Gefühl leiten lassen. Man scheut sich meist, den tieferen Gründen nachzugehen. Erich Brock-Sulzer versucht es und betont, daß mit den Deut-

¹⁶ Albert Weber, Zürichdeutsche Grammatik, Zürich 1948; ders. u. Jacques M. Bächthold, Zürichdeutsches Wörterbuch, Zürich 1961; Ludwig Fischer, Luzernerdeutsche Grammatik, Zürich 1960; Hans Bossard, unter Mitwirkung von Peter Dalcher, Zuger Mundartbuch, Zürich 1962; Bruno Boesch, Allgemeinverständliche Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen, Schweizer Volkskunde 40, 1950, S. 66 ff.; Einen Versuch für das gesamte Schweizerdeutsche unternahm auf der Grundlage des Zürichdeutschen: Karl Stucki, Schweizerdeutsch, Abriß einer Grammatik mit Laut- und Formenlehre, Zürich 1921.

Auch für Welschschweizer sind Darstellungen erschienen, so:

Charly Clerc, En Suisse allemande La langue et le dialecte, Lausanne 1945; Manfred Schenker, La Langue de nos confédérés alémanniques, Le travailler intellectuel, 24^e année, Nr. 1, Zürich 1945, M. Schenker-P. Hedinger, Reded Schwyzertütsch, Einfache Gespräche zum Erlernen der alemannischen Umgangssprache, Lausanne 1949.

Ferner, für den allgemeineren Gebrauch: Walter Bieri, Läbigs Bärndütsch, E Sammlig vo bärndütsche Wötere u Redesarte, Bern 1958; Fridolin und Peter Pee, e Baseldütsch-Sammlig, 2. Aufl., Basel 1965; Adolf Guggenbühl, Uf guet Züritütsch, Ein kleines Wörterbuch, Zürich 1955.

¹⁷ Aus der großen Zahl hier einschlägiger allgemeiner Schriften erwähne ich nur: Georg Thürer, Wesen und Würde der Mundart, Zürich 1944; Ernst Schürch, Hüb Sorg zum Schwyzerdütsch, Bern 1944; Traugott Vogel, Vaterland und Muttersprache, Zürich 1944; Traugott Meyer, Baselbieterdütsch, Liestal 1957; Heinrich Altherr, Die Sprache des Appenzellervolkes, Appenzeller Hefte 1, Herisau 1964; Schweizer Dialekte, Zwanzig deutschschweizerische Mundarten, porträtiert von Kennern und Liebhabern, Basel und Stuttgart 1965.

¹⁸ Stefan Sonderegger, Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800–1959, Bibliographisches Handbuch mit Inhaltsangaben, Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung Bd. XII, Frauenfeld 1962.

schen in diesem Fall in erster Linie die Preußen, die Norddeutschen gemeint seien. Obschon die von Brock geschilderten Eigenschaften nur Schattenseiten beleuchten und die Lichtseiten bewußt außer acht lassen, ist eine so einseitige Sicht ja auch bei vielen Deutschen selbst, vornehmlich im Süden, nicht ganz unbekannt. „Eine gewisse lärmende Tüchtigkeit und fassadenhafte breitspurige Selbstbewußtheit, ein schnarrendes Autoritätsgebaren, eine wortreiche, zur Schroftheit und Vorlautheit neigende Art, ‚mit der Schnauze vorneweg zu sein‘, wie man in Norddeutschland selber sagt ...“. Soweit Brock. Es ist bezeichnend, daß der Schweizer hier im Kern auch etwas Positives mitversteht und damit bemängelt, was ihm selber zu seinem Leidwesen oft abgeht: die Selbstsicherheit, und daß er diese Selbstsicherheit, die ihm beim nahverwandten Deutschen auf die Nerven geht, dort kritiklos bewundert, wo sie ihm mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit begegnet: bei den romanischen Völkern.¹⁹ Daß das Ressentiment gegenüber den Deutschen, soweit noch vorhanden, überwunden werden muß, ist wohl heute den allermeisten klarer denn je: Deutschland kann ohne den Beitrag der Schweiz gut auskommen, dazu ist es groß und reich genug; für die deutsche Schweiz müßte es eine auf die Dauer tödliche Selbstverstümmelung bedeuten, ohne das Kernland der deutschen Kultur sein Dasein fristen zu müssen.²⁰ Auf diesem Bewußtsein, daß die Schweizer kulturell ohne Deutschland, Frankreich und Italien nicht leben können, beruhen auch die vielen, jahrzehntealten Bestrebungen, die Verpflichtungen gegenüber der deutschen Hochsprache, als der Gemeinsprache aller Deutschen, ernst zu nehmen. Dabei steht die Pflege der Schriftsprache obenan. Die von Brock gemeldeten seelischen Sperrungen gehen im allgemeinen vom gehörten Laut aus, von der unmittelbaren Begegnung, in der sich der

¹⁹ Erich Brock-Sulzer, *Der Schweizer und die deutsche Sprache*, Sprachspiegel 16, Heft 1, 1960, S. 1ff. Die Hemmungen im Gebrauch des Hochdeutschen wirken sich auch für das gegenseitige Verständnis von Deutsch und Welsch ungünstig aus. Die Unhöflichkeit, daß in Gegenwart von Welschen Schwyzertütsch gesprochen wird, ist öfters zu beobachten. Natürlich kann man von den Welschen, die schon die deutsche Hochsprache in den höheren Schulen nicht mit allzu großer Begeisterung erlernen, nicht auch noch verlangen, daß sie sich das Schweizerdeutsche aneignen. Dazu der Freiburger Kulturphilosoph Gonzague de Reynold: „Je ne parle pas, en effet, le Schwyzertütsch; j'ai de la peine à le comprendre et plus encore à le lire. Je le regrette. A vrai dire, pas trop.“ *Schweizerdeutsch und Hochdeutsch*, jedes an seinem Ort, a.a.O., S. 24.

²⁰ Diese Gedanken sind Allgemeingut: vgl. etwa Alfred Zäch, *Der Deutschschweizer und die hochdeutsche Sprache*, in: *Die Schweiz, ein nationales Jahrbuch*, 22. Jg., 1951, S. 142ff.

bedächtiger, im mündlichen Gebrauch der Hochsprache ungelenke Schweizer leicht zum vorneherein unterlegen fühlt, dabei zunächst die Formen der Höflichkeit wahrt, um sich nachher als „überfahren“ vorzukommen und in der Mundart desto ungehobelter Luft zu machen. Zunächst geht es bei der Pflege der hochdeutschen Sprache um ein Gebot des Sprachschutzes im Rahmen des viersprachigen Staates. Dafür hat der Deutschschweizerische Sprachverein, besonders in früheren Jahren, viel Mühe aufgewendet,²¹ und es konnte nicht ausbleiben, daß einmal auch ein Heißsporn „übermarchte“. Nun sind zwar die Deutschschweizer in der Mehrheit: rund 3 400 000 Deutschsprechenden stehen 1 200 000 Personen des französischen, 210 000 des italienischen und 40 000 des rätoromanischen Sprachgebiets gegenüber. Seit 1930 haben sich die Deutschsprechenden von 71,8 auf 73,3 Prozent vermehrt, die Französischsprechenden sind von 23 auf 22,1 Prozent zurückgegangen, die Italienischsprechenden von 4,2 auf 3,9 Prozent, die Rätoromanen von 1 auf 0,7 Prozent.²² Das Deutsche befindet sich also auf einem leichten Vormarsch, der aber in keiner Weise gesteuert wird. Im Gegenteil: würden sich die Deutschschweizer im Welschland nicht so rasch assimilieren, so könnte es leicht zu viel größeren Sprachminderheiten innerhalb des romanischen Gebietes kommen. Nun will es aber die sprachliche Ordnung auf Grund unserer Gesetzgebung gerade vermeiden, solche Minderheiten zu schaffen. Das Verhältnis der Sprachgemeinschaften beruht (nach Walther Burckhardt) „auf der ungeschriebenen, aber unverbrüchlichen Vereinbarung, daß jeder Sprache ihr Gebiet erhalten bleibe, daß kein Sprachgebiet sich auf Kosten des anderen ausdehnen wolle; daß jede Sprache in ihrem angestammten Gebiete vor Eroberungen sicher sei“.²³ Die deutschschweizerische Mehrheit hat sich den Schutz der sprachlichen Minderheit stets zu Herzen genommen, was von den beiden franzö-

²¹ Man vergleiche die Jahrgänge des Sprachspiegels sowie die Schriften: Vierzig Jahre Sprachverein, Denkschrift . . . von August Steiger, Küsnacht (Zürich) 1944; 50 Jahre Deutschschweizerischer Sprachverein, Sprachspiegel 10, Nr. 11, 1954. Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, 60 Jahre Deutschschweizerischer Sprachverein, Zürich 1964.

²² Die Sprachstatistik von 1910 bis 1960 kurz zusammengefaßt in Civitas, Separatum 1./2. September 1966, S. 12ff. Auf einer Karte dargestellt in: Atlas der Schweiz, Eidg. Landestopographie Wabern/Bern 1966, Blatt 27.

²³ Walther Burckhardt, Das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz, Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1938; K. Bertheau, Das Sprachenrecht der Schweiz, Sprachspiegel 14, Nr. 3, 1958, S. 66ff. Zur mehrsprachigen Schweiz nur einige Literaturhinweise: Hermann Weilenmann, Die vielsprachige Schweiz, Basel 1925; Cyrill Hegnauer, Das Sprachenrecht der Schweiz,

sischen Kantonen, die eine deutsche Minderheit ihr eigen nennen, (Wallis und Freiburg) nicht im selben Maße gesagt werden kann.²⁴ Das ist aber meist die eigene Schuld der Deutschschweizer, die der Sprache gegenüber keineswegs dieselbe Selbstachtung zeigen wie die Welschen. Hier hat der Sprachverein seit Jahrzehnten ein wachsames Auge gehabt und in vielen Fällen die säumigen Behörden zur Nachachtung der Gesetze veranlaßt. Es wären hier lauter kleine Schritte zu erwähnen, die zusammen aber doch ihre Wirkung gehabt haben. Ein Beispiel von heute: In Basel befinden sich an wichtigen Knotenpunkten des Stadtzentrums Hinweistafeln mit der Aufschrift „France“. Dies verstößt eindeutig gegen das Gesetz, das die Einheit der Sprachgebiete wahren will; bezeichnend aber ist es, daß kaum jemand daran Anstoß nimmt, weil diese Tafeln offenbar als Beitrag zur Touristik gewertet werden; sie sind aber fehl am Platz auch im Hinblick auf den Fremdenverkehr, wenn man den Franzosen – die meisten kommen aus dem deutschsprachigen Elsaß – nicht zutraut, die deutsche Form des Ländernamens Frankreich zu kennen, während sie die vielen anderen Verkehrshinweise (wie Umleitung, Rechtsabbiegen verboten, Einspuren), die nur einsprachig angegeben sind, offensichtlich verstehen müssen. Keiner Stadt der welschen Schweiz würde es auch nur im Traume einfallen, einen Fernwegweiser mit *Deutschland* statt *Allemagne* zu beschriften. Sie werden sagen: Sorgen haben die Leut'! Aber das soll ja auch nur ein kleiner Hinweis sein auf etwas Wichtigeres, das dahintersteht: den oft anzutreffenden Mangel an Achtung vor der eigenen Sprache, aber auch ein Hinweis auf die geschmacklose Mischung, die entsteht, wenn fremdsprachige Hinweise inmitten deutscher stehen.

Gegen das Gesetz, sprachlich einheitliche Territorien zu bewahren, auch wenn sich namhafte Minderheiten an bestimmten Orten zusammen-

Diss. Zürich 1947; Karl Meyer, Die mehrsprachige Schweiz, Geschichtliche Voraussetzungen des eidgenössischen Sprachenfriedens, jetzt in: Aufsätze und Reden, Mitt. d. Antiqu. Ges. in Zürich 37, 1952, S. 355 ff.; Bruno Boesch, Die mehrsprachige Schweiz, Wirkendes Wort 8, 1957/58, S. 65 und: Sprachwissenschaft, Sammelband I, Düsseldorf 1962, S. 44 ff.; Oscar Vasella, Der Sprachenfriede in der Schweiz, in: Die Schweiz, Eigenart und Weltverbundenheit, Konstanz o. J., S. 103 ff.; Paul Zinsli, Vom Werden und Wesen der mehrsprachigen Schweiz, Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins Nr. 1, Bern o. J. Civitas, Sondernummer September 1966 (mit mehreren Beiträgen und Literaturhinweisen).

²⁴ Zur Wahrung der Rechte der deutschen Sprache haben sich Vereinigungen gebildet: der Rottenbund im Wallis und die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft in Freiburg. Berichte über ihre Tätigkeit in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, a. a. O., S. 81 ff.

ballen, hat einzig die Stadt Biel verstoßen, die bei 30 Prozent Welschen und 70 Prozent Deutschschweizern die Zweisprachigkeit eingeführt hat, während umgekehrt in Freiburg, wo das Zahlenverhältnis gerade umgekehrt ist, die welsche Mehrheit (und ich sage mit Recht) nicht daran denkt, der Minderheit diese selben Rechte zu gewähren. Mit der sogenannten Zweisprachigkeit in Biel haben sich namhafte Gelehrte befaßt; von einer echten Zweisprachigkeit kann nur in den aller-seltensten Fällen die Rede sein, für die große Masse gilt, daß sie die Sprache der Nachbarn einigermaßen versteht, ausnahmsweise auch etwas spricht. Als Zeugnis für viele darf ich hier den langjährigen Stadtpräsidenten von Biel, Guido Müller, einen Deutschschweizer zitieren: „Wenn es stimmt, daß das Verhältnis eines Menschen zur Muttersprache ein Gradmesser für den Stand seiner Kultur ist, kommen die Deutschbieler nicht allzu gut weg, jedenfalls weniger gut als ihre welschen Mitbürger. Während diese ihre Sprache verehren, hüten und pflegen, gebricht dem deutschsprachigen Bieler oft in bedenklichem Maße das Gefühl der Verantwortung für die angestammte Sprache. Der welsche Bieler ist stolz auf sie, der deutsche ist stolz auf sein bi-schen Französisch.“ Darin sind sich die Kenner der Bieler Verhältnisse wohl einig: So wünschbar und nötig es ist, daß gewisse Berufsstände und alle führenden Leute des geistigen Lebens eine zweite Landessprache kennen, so bleibt es nach wie vor entscheidend wichtig, daß jeder Landesteil einsprachig bleibt, denn echte Zweisprachigkeit bliebe für die breite Masse eine reine Illusion. Die Folgen einer bloßen Sprachmischung aber sind eindeutig die, daß die sogenannten Zweisprachigen in keiner Sprache sattelfest sind, wie uns das zuletzt Weisgerber überzeugend geschildert hat.²⁵

Von der mangelnden Gewandtheit im mündlichen Gebrauch der Hochsprache war schon die Rede. Guggenbühl hat sich dazu mit bewußter Einseitigkeit geäußert: „Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, Schweizerdeutsch können wir aber auch nicht (der Verfasser bezieht sich hier auf die öffentliche Rede, nicht das private

²⁵ Der Bieler und seine Muttersprache, Sprachspiegel 20, Heft 1, 1964, S. 16f. Zu den Bieler Sprachverhältnissen vgl. weiter: August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz, a.a.O., S. 33ff.; Paul Zinsli, Sprachspiegel 10, 1954, S. 141ff. Allgemein zur Frage der Zweisprachigkeit: Leo Weisgerber, Vorteile und Gefahren der Zweisprachigkeit, Wirkendes Wort 16, 1966, S. 73ff. Armin Kamber, Assimilation in einer wachsenden Industriestadt, dargestellt am Beispiel der Zuzüger in der zweisprachigen Gemeinde Biel (= Berner Beiträge zur Soziologie, Bd. 9), Bern 1963.

Leben), wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummten geworden. Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst. Das ist in anderen Ländern anders.“²⁶

Niemand kann leugnen, daß etwas Wahres daran ist: es ist die mangelnde Beherrschung der verschiedenen Stilebenen der öffentlichen Rede, das Fehlen einer zureichenden Rhetorik. Wir sind zu wenig geübt im Gebrauch der Mundart für die öffentlichen Zwecke, und ebenso fehlt die Übung im Gebrauch des Hochdeutschen, vor allem wenn es um fließende Konversation geht. Man muß lange in Deutschland leben, um hierin eine gewisse Steifheit abzulegen. Es wird beim Ersatz der schweizerdeutschen Wörter im Hochdeutschen leicht in der Stilhöhe zu hoch oder zu tief gegriffen, weil uns das gemeinsprachliche Wort der mittleren Sprachschicht fehlt und ebenso die gelockerte Syntax. Zwar sind dank der Mitarbeit des Deutschschweizerischen Sprachvereins eine ganze Reihe von Schweizer Wörtern, von regionalen Varianten also, in den Duden aufgenommen worden, und wir dürften sie ohne Hemmungen gebrauchen;²⁷ aber weil wir die mittlere Sprachschicht als ganze nicht haben, wirken diese Wörter oft wie Zitate, wenn wir sonst, in Satzbau und Stilhöhe, möglichst „nach der Schrift“ sprechen.

Dieselbe Gefahr der Überkorrektheit besteht auch bei der Lautung. Die Hochlautung nach Siebs wird als gespreizt empfunden, für viele bedeutet diese Aussprache geradezu einen nationalen Verrat. Da, wo sie dann doch angestrebt wird, kommt es nicht selten zu hyperkorrekten Einzelleistungen, während die Gesamtlautung in 99 von 100 Fällen doch das alemannische Kleid nicht abzustreifen vermag.

²⁶ Adolf Guggenbühl, Warum nicht Schweizerdeutsch?, a. a. O., S. 25.

²⁷ August Steiger, Schweizerisches Wortgut im Duden, Sonderdruck aus der Jährlichen Rundschau 1941 des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Zürich 1942. Das Wort *Seegfrörni* z. B. ist ins Hochdeutsche als Nomen nicht übertragbar und deshalb unentbehrlich. Hugo Moser, Neuere und neueste Zeit; in: Deutsche Wortgeschichte, 2. Aufl., Berlin 1959, Bd. 2, bes. S. 524ff.

Einkleiner Kreis von Germanisten, dem unter andern Wilhelm Altwegg, Emil Frank, Paul Zinsli und ich angehörten, hat auf Wunsch des Rundspruchs eine Art Schweizerhochdeutsch ausgearbeitet²⁸ und versucht, es auch im neuen Siebs berücksichtigen zu lassen, was erfreulicherweise in der kommenden Auflage in gewissem Umfang spürbar sein wird. Wir strebten eine Verbesserung der gesamten Lautung an, wir sagten, wo Lautungen als grobmundartlich zu meiden sind, verlangten aber nichts, was dem Sprecher gefühlsmäßig wider den Strich geht und ihn nicht zuletzt auch deshalb abschreckt, weil er Gefahr läuft, bei den eigenen Landsleuten anzustoßen. Es ist nur das zu verlangen, was ohne Befremdung oder falsche Anbiederung auf einem oberen Stockwerk der Hochlautung auch wirklich zu leisten ist. Die Hochschullehrer und die Volksschullehrer haben diese mittlere Norm begrüßt, die Gymnasiallehrer wollen jedoch am strengen Siebe als Ideal festhalten, sie wollen lieber zuviel verlangen, damit wenigstens etwas hängenbleibt. Daß aber gerade dabei leicht ein unorganischer Zwitter von Ungenügen und Überleistung entsteht, sehen sie nicht ein und halten an der Bühnennorm fest, obschon ich den Lehrer zuerst einmal hören möchte, der vor seinen Schülern und vor der Öffentlichkeit diese Lautung, ohne affektiert oder gar lächerlich zu wirken, zu sprechen vermag. Die Radiosprecher haben im allgemeinen eine Sprechweise, welche die genannten Bedingungen erfüllt. Schlimm ist es nach wie vor um die Nachrichtensprecher bestellt, die von der Schweizerischen Depeschagentur ausgewählt werden. Ausgerechnet bei den täglichen Nachrichten, die von der größten Zahl von Hörern eingestellt werden, hört man in der Regel ein Deutsch, das keine Spur einer fundierten Sprecherziehung verrät. Berührt ist diese Stelle auch für die umständliche Schriftlichkeit ihrer zum Vorlesen bestimmten Texte.

Besser steht es mit der Handhabung der deutschen Sprache als reiner Schriftsprache. Wenn ich zu vergleichen suche, glaube ich sagen zu dürfen, daß die Schweiz hier im Rahmen des deutschen Sprachgebiets keine schlechte Figur macht, wenn auch die Sünden, die es zu tadeln gilt, überall dieselben sind. Ich darf hier die Fragen der Orthographie-reform ausklammern. Die negative Haltung der Schweiz bringt

²⁸ Die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz. Eine Wegleitung, hrsg. von Bruno Boesch, Zürich 1957. Man vgl. ferner: Christian Winkler, Sprechtechnik für Deutschschweizer, 2. Aufl. Bern 1942; Emil Frank, Deutsche Aussprache. Ein Übungsbuch, Bern 1957.

ja nicht nur den Eigenwillen einer Region zum Ausdruck, sondern auch die Ansicht vieler „Binnendeutscher“; zum Glück gibt es unser Mannheimer Institut, das nach neuen Wegen Ausschau halten wird.

Seit der Gründung im Jahre 1904 kämpft der Deutschschweizerische Sprachverein für ein besseres und reineres Deutsch und setzt sich mit der Problematik der Sprachpflege auseinander. Hier soll wenigstens ein Mann genannt werden: August Steiger, der den Verein über lange Jahre klug und besonnen geleitet hat. Rechnet man die befreundeten Vereine, die dem Gesamtverein nicht unmittelbar angehören, aber ähnliche Ziele verfolgen, dazu, so arbeiten in jeder größeren Stadt kleine Gruppen an dieser ihrem Wesen nach unlösbaren Aufgabe.²⁹ Sieht man von wenigen „kleinkarierten“ Eiferern ab, so bemüht man sich ernsthaft und weiß um die Problematik von Sprachnorm und Sprachgefühl. In einer „Jährlichen Rundschau“ wird die Lage der deutschen Sprache im In- und Ausland beleuchtet, und in den „Mitteilungen“, seit 1944 in der lebendig geschriebenen Zweimonatszeitschrift „Der Sprachspiegel“ ist schon außerordentlich viel an Aufklärung geleistet worden. Dazu kommen Merkblätter für Kaufleute, für Korrektoren, für die Schreibung der Straßennamen und anderes mehr. Neuerdings ist vom früheren Redaktor des Sprachspiegels, Nationalrat Alfons Müller-Marzohl, eine Sprachberatungsstelle für die Bundesverwaltung angeregt und vom Parlament wohlwollend aufgenommen worden.³⁰ So geschieht zweifellos vieles, auch in der Abwehr von unnötigen Fremdwörtern. Allerdings ist es so, daß ein neues deutsches Wort mit ungleich größerem Mißtrauen unter die Lupe genommen wird als jedes noch so unnötige Fremdwort. Wie überall hat das Fremdwort das „Sozialprestige“ für sich: ich wähle hier absichtlich das fremde Wort. Bildungsdünkel, Großmannssucht, schlechter Geschmack, mangelndes Stilgefühl sind bei uns wie überall am Werk.³¹ Der „Sprachspiegel“ rügt den Übelstand an Dutzenden von Beispielen, und es ist nur zu hoffen, daß sich mit der Zeit auch

²⁹ Übersichtlich zusammengestellt in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, a.a.O., S. 78 ff.

³⁰ Alfons Müller-Marzohl, Das mangelhafte Deutsch des Bundes, Sprachspiegel 22, Nr. 6, 1966, S. 179 ff.

³¹ Unter vielen Beiträgen weise ich nur hin auf: August Steiger, Sprachlicher Heimatschutz, a.a.O., S. 30 ff.; Alfons Müller-Marzohl, Sprachpflege und Sprachgewissen, in: Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege, a.a.O., S. 61 ff.; Fritz Herdi, Kauderdeutsch, Sprachspiegel 20, Nr. 2, 1964, S. 33 ff.

die Steine erweichen lassen. Nach Möglichkeit sollte man auch den Humor walten lassen. Die Herren, die nur von *Image* und von *Center* reden, haben – um ein Beispiel zu nennen – in der Nähe von Zürich ein neues Wohnquartier entworfen, das den Namen *Jolie ville* erhalten soll. Daraus hat der Volksmund bereits ein *Tschooliwil* gemacht: der *joli* des Französischen heißt in schon älterer Eindeutschung *Tschooli*, Dummkopf, und dem – *ville* ist folgerichtig, und dem Ortsnamenforscher als moderne Parallele willkommen, das verbreitete Grundwort – *wil* unterlegt.³²

Es geschieht zweifellos einiges für die deutsche Sprache in der Schweiz. Aber man wird natürlich das lähmende Gefühl nicht immer los: Wie soll eine Handvoll Leute den Gebrauch so vieler Mundarten, die alltäglich erklingen, und eine Schriftsprache, die in unzähligen Publikationen das Land überschwemmt, überhaupt beeinflussen können! Mir scheint, dieses Vorhaben ist nicht so ganz aussichtslos, aber man muß die Menschen nicht nur beim Gewissen, sondern auch bei ihren Schwächen packen. Das Gewissen kann fehlen, die Schwächen kaum. Die größte unter ihnen heißt Mode: man sollte nicht zu stolz sein, auch diese zu beeinflussen. Wenn, wie etwa in Basel, Zürich oder Bern gerade die sogenannte Oberschicht Wert auf eine gepflegte Mundart legt, so tut dieses Vorbild, wenn auch nicht immer aus edlen Beweggründen, seine Wirkung. Am Hebel der Schriftsprache von heute sitzen jedoch die Publizisten, die Zeitungs-, Radio- und Fernsehleute und nicht zuletzt die Männer, welche die Reklame machen, „Texter“ genannt; in einem gewissen Abstand folgen erst die Schriftsteller. Wir müssen den Kontakt mit ihnen suchen, aber nicht als Professoren vom hohen Roß herab, sondern als schlichte Gesprächspartner. Allein schon die unbefangene Diskussion all dieser Dinge ist wertvoll.

Nicht die Verbindlichkeit einer „Norm“, die ja doch so schwer zu fassen ist wie der für sie maßgebliche „normale Gebrauch“, sondern den sozialen Mehrwert bestimmter Sprachformen, die wir gerne gefördert sähen, ins Spiel zu bringen, wäre entscheidend. Jeder Wandel in dieser Beziehung ist schon Sprachwandel, wie wir ihn auch in der Sprachgeschichte an vielen konkreten Beispielen verfolgen können. Sprachwandel setzt beim Sprecher und Schreiber jeweils eine persönliche Entscheidung voraus: diese wird aber in den seltensten Fällen nach kaum vorhandenen und weitgehend subjektiven Maßstäben von richtig und falsch, gut und böse, schön und häßlich gefällt, sondern

³² Sprachspiegel 23, Nr. 1, 1967, S. 28.

nach dem Mehrwert, den der Gebrauch bestimmter Formen im öffentlichen Leben besitzt und auf denjenigen, der ihn sich zunutze macht, überträgt. Und sich nach oben auszurichten, wenn es ihm vernünftig und schmackhaft vorgemacht wird, das wird sich kaum einer ganz versagen – selbst wenn es gepflegtes Deutsch ist: Hauptsache, daß es zum guten Ton gehört!